

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 167.

Dienstag, 30. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(11. Fortsetzung.)

Er ging wieder aus der Tür in sein Arbeitszimmer hinüber.

Frau Elisabeth beugte sich über die Liegende.

„Kennen wir uns nicht, Jungfrau? Ihr habt da zumal mein Büblein heraufgetragen, als es am Brunnen unten gefallen war. Nun sagt, wo habt Ihr Schmerzen?“

„Überall“, flüsterte Sibylle.

„Ich bin wohl beim Laufen vor Angst gestürzt, als ich in den Dom fliehen wollte. Da fand mich Herr Johann Friedrich Seidenbender, als die Franzosen mich eingeholt hatten, und half mir.“

„So w'rd Euch Ruhe und Stillsitzen am besten sein, Jungfrau. Zeigt her, Euer Bein scheint geschwollen. Da legen wir nasse Tücher auf. Und dann schicken wir einen Boten herüber ins Wormser Haus, damit sie sich nicht sorgen um Euch. Ihr bleibt fürs erste hier, bis Ihr wieder rüstig zum Gehen seid.“

Gedankenverloren sah Sibylle auf die Frau mit dem herben, kränklichen Gesicht. Aber sie war zu matt heute zum Nachdenken und schloß müde die Augen.

Der Medikus war dagewesen und hatte Sibylles schmerzenden Fuß untersucht. Er war geschwollen, und der Arzt hatte kalte Umschläge verordnet.

Nun sah Sibylle in einem bequemen Lehnstuhl im Wohnzimmer der Frau Elisabeth Seidenbender. Den Schaden an ihrem weichen, lichtblauen Tuchkleide, das sie gestern bei dem Überfall getragen, hatte sie bereits heute morgen mit Nadel und Faden gebessert. Sobald es irgend ging, wollte sie in das Wormser Haus zurückkehren, aber der kranke Fuß sollte vorerst noch absolute Ruhe haben.

Sie hatte die Nacht wenig schlafen können, weil die Gedanken so mächtig waren in ihr. Nun war sie matt und müde und sah schwer in den dämmernden Wintermorgen.

Frau Elisabeth ging ab und zu und machte sich im Haushalt zu schaffen. Jetzt trat sie wieder bei Sibylle ein.

Das dunkle, glatte Hauskleid, das oben bis zum Knie fest geschlossen war, gab ihr fast das Ansehen einer Nonne. Das Gesicht hatte strenge Züge. Die Augen blühten trübe und ohne jegliche Wärme. Was aber am meisten bei der Frau auffiel, war, daß so gar nichts Frohes in ihrem noch jungen Angesichte lebte.

Sibylle hatte, seit sie Frau Elisabeth damals zum ersten Male gesehen, schon oft darüber nachgedacht. Und sie hatte es sich in ihrem Sinn so gedeutet, daß die Ratscherrin vielleicht darunter leide, weil ihr Geist nicht Schritt halten konnte mit dem stürmischen Vordrängen des gewaltigen Mannes, der alles Kleine und Nebenachtliche unter den Füßen zertrat. Während gerade sie alles Kleine und Nebenachtliche ungeheuer wichtig nahm, Sibylle konnte es nicht fassen, als jetzt die Ratscherrin neben ihr stand, — die feingefaltete, schneeweiße Frauenhaube um das strenge Gesicht, — beständig und ein wenig stockend zu fragen:

„Habt Ihr einen Kummer, Frau Elisabeth? Ihr seht all zu ernst und voller Sorgen aus.“

Die andere hatte einen kleinen Imbiß auf ein kleines

(Nachdruck verboten.)

Tischchen neben Sibylle gestellt und sah an ihr vorüber aus dem Fenster, von wo man den Marktplatz überblicken konnte.

Jetzt sagte sie hart: „Das haben mir schon viele gesagt, Jungfrau. Aber ich wüßte nimmer, daß ich einen Kummer hätte.“ Sibylle atmete tief und schwer. Ihre klaren, blauen Augen hingen unterwandt an den herben Zügen der neben ihr stehenden Frau.

„Es ist ja auch undenkbar“, sagte sie leise. „Wo Ihr doch den ersten Mann von Worms zum Ehegemahl habt. Wo Ihr doch Euer Haupt stolzer heben dürftet als alle anderen Frauen der Stadt.“

Frau Elisabeth zuckte die schmalen Schultern.

„Was habe ich davon? Ist er nicht allweil im Rathaus oder auf der Münze? Hat er denn noch irgend etwas anderes im Sinn als nur das Wohl und Wehe seiner Stadt Worms?“

Sibylles Augen leuchteten.

„Und ist das nicht gerade schön, Frau Elisabeth? Möchtet Ihr wohl einen Mann haben, dem das Schicksal der Stadt gleichgültig ist? Der bequem in seiner Ofenede sitzt und nur darüber nachdenkt, was es heute und morgen zu essen gibt?“

Die Seidenbenderin hatte sich mit ihrem Spinnrad neben Sibylle gesetzt. Sie verzog keine Miene. Vielleicht ist es für eine Frau leichter, einen Mann zu haben, der Weib und Kind mehr liebt, als die Herren vom Rat, und sein Heim mehr, als denn Rathaus und Münze.“

Wieder sah Sibylle zu der Frau herüber, die ihr Leben wie eine Last trug. „Ich bin ja nur ein unfähiges Ding“, sagte das Mädchen leise und senkte den Kopf. „Aber ich meine sicher schier, wir Frauen sollten uns anpassen dem Manne, der uns gewählt. Was er liebt, sollten auch wir lieben, — wofür er arbeitet und kämpft, sollte auch unser Höchstes und Bestes sein. Ganz uns selber aufgeben, sollten wir nur noch leben in dem, was unsers Mannes Ziel und Zweck ist.“

Sie hatte es schwer und sinnend gesagt, wie zu sich selbst. Und in ihre weißen Wangen war eine heiße Röte gestiegen dabei, die Kunde davon gab, daß alles in ihr die Worte bejahte, die ihre Lippen sprachen.

Sie hatten beide darüber nicht achtgehabt, daß Seidenbender die Treppe heraufgekommen war. Daß er in der angelehnten Türe stehen blieb und Sibylles letzte Worte mit angehört hatte.

In sein zerarbeitetes, fast finsternes Gesicht war jäh ein anderer Ausdruck gekommen.

Etwas Hungriges, Sehndes, das seine Züge weicher erscheinen ließ.

Und jäh grüßte in diesen Sekunden das Bild der beiden Frauen am Fenster in seine Seele. Ganz still und fleißig die Eine, — die schmalen Augen fest gerichtet auf das schnurrende Spinnrad. Die herben Lippen fest geschlossen, — als wollten sie ein ewiges Geheimnis bergen. Es hätte auch ebenjogut ein gemeißeltes Standbild sein können aus totem Marmorstein. Kein Zucken der Wimpern verriet, ob sie Sibylles Worte vernommen und verstanden hatte.

Aber in Sibylle flammte alles. Ihren kranken Fuß hatte sie vergessen und all ihre große Mattigkeit

der letzten Nacht. Es war nur der eine glühende Wunsch in ihr, dieser farb- und leblosen Frau zu zeigen, wie reich — wie namenlos reich sie war!

Es war ein so tiefes Leuchten in ihren blauen Augen dabei, und ihre schmalen Wangen waren wie mit Rosenglut überglänzt. In weichen Wellen fiel das lose, blonde Haar bis weit über die Schultern herab. Sie atmete schwer und beugte sich immer weiter vor, als wollte sie der Seidenbenderin abgeben von ihrem flammenden Leben.

„Seht, Frau Elisabeth, ich meine schier, es erwacht für uns Frauen so recht eigentlich das Leben, wenn wir dem Manne begegnet sind, den wir lieben. Da dünkt uns alles so nebenächlich und klein, was wir vormals getrieben und gedacht. Da möchten wir so ganz eindringen in seine Welt, daß wir die unsrige darüber vergessen.“

Jetzt kam es kühl und ein wenig höflich von den Lippen der Frau am Spinnrad: „Man merkt es wohl, Jungfrau Sibylle, daß Ihr in der nächsten Woche heiraten wollt. Man erzählt in Worms schon allerhand von der reichen Ausstattung, so die Ahne gerichtet hat.“

Wie mit einem Schlage war die Flamme in Sibylles Angesicht jäh erloschen. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück, und ihre Hände zitterten.

Da ward die Tür laut ins Schloß gezogen, und Seidenbender trat auf die Frauen zu.

„Wie ist es denn mit unserer kranken Jungfrau heute? Hat sie sich ein wenig von dem gestrigen Schrecken erholt?“

Und der Rathherr wärmte sich die kaltgewordenen Hände an dem großen Kamin.

„O, die schmutzigen Stiefel! Sieh nur, wie mein blüthauerer Estrich jetzt ausschaut! Allen Schnee von der Straße hast Du mit hereingebracht.“

Und die Seidenbenderin jammerte laut und schlug die Hände zusammen.

„Den Schnee habe ich wohl vom Rhein heraufgebracht, Elisabeth. Ertliche Männer der Stadt und ich haben kontrollieren müssen, wie es mit dem Eisgange steht und den beschlagnahmten Schiffen. Es ist eine große Not unter den Fischern, weil sie in ihrem Handwerk so behindert sind.“

„Darum hättest Du aber Deine Füße putzen können unten auf der Diele, Johann Friedrich. Wo Du weißt, wie zuwider mir jegliche Verunreinigung der Gemächer ist.“

„Es wird bald vielleicht noch unreiner bei uns werden, Elisabeth. Wenn die Franzosen einrücken im Seidenbender-Haus, die weniger Rücksicht nehmen, als ich. Denn wir bekommen heute abend Einquartierung von acht Mann und einem Offizier, die aufs Beste wollen traktiert werden.“

Frau Elisabeth schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Und das hast Du nicht abwenden können, Johann Friedrich? Wo die Leute so wüth und ungeberdig sein sollen, schlimmer als die Heiden? Sind nicht genug Einwohner in Worms, die Quartier hergeben können für das Franzosenvolk und sich gerne das Kostgeld verdienen?“

„Die Franzosen zahlen keinen Pfennig Kostgeld, Elisabeth. Sie fordern alles und geben nichts. Es sind die Bürger schon so mit Lasten überhäuft, daß ich mich gekümmert habe, weil man uns bis jetzt mit Einquartierung verschonte.“

Die Seidenbenderin hatte die Stirn voll zorniger Falten.

„Du hast wohl gar noch darum gebeten? Damit Du nur ja den lieben Bürgern etwas mindern könntest von ihrer Last. Aber an die Sorgen und die Plakerei Deiner Ehefrau denkst Du dabei nicht!“

„Elisabeth, Du hast es soviel hundertmal besser als alle die anderen Frauen der Stadt, die schon seit Wochen den Druck der Besatzung schwer spüren. Du hast hier in Ruhe geessen und von all dem. Anheil nicht viel gemerkt. Nun kommt das erste Unangenehme,

und Du willst gleich verzagen. Sei tapfer, Frau, — und zeige, daß Du ein Wormser Kind bist!“

Die Seidenbenderin hatte zornig ihr Spinnrad zurückgestoßen und war aufgestanden. Ohne ein weiteres Wort ging sie harten Schrittes aus dem Zimmer.

Sibylle hatte den Kopf tief gesenkt. Es war eine Scham in ihr über das Gebahren dieser Frau.

Seidenbender war an das Fenster getreten. Er lehnte die Stirn gegen die kalte Scheibe und stand regungslos.

Es war ein unsägliches Erbarmen in Sibylle um diesen einsamen Mann. Und es drohte ihre heiße Frauenseele fast zu zerprengen. Aber sie wußte nicht, was sie sagen sollte und sah regungslos, die blauen Augen an seine Gestalt geheftet, die mit dem Rücken zum Zimmer am Fenster stand.

Jetzt sagte er schwer, ohne sich umzuwenden:

„Sie wissen es alle nicht, wie schlimm es um Worms steht. Aber ich weiß es. Sie wissen es alle nicht, daß so viele Städte und Burgen den Rhein entlang haben brennen müssen. Nur weil sie dem französischen Nachthaber im Wege waren. Vielleicht wollen sie Worms auch noch in Schutt und Asche legen. Wer kann es wissen? Wir können es nicht hindern, und helfen tut uns keiner.“

Entsetzt hatten sich Sibylles Augen geweitet, als er so sprach.

Sie legte beide Hände zusammen und sagte zitternd: „Wollt ihr da nicht Euch und die Euren in Sicherheit bringen zuvor?“

Jetzt wandte er sich jäh herum. Und sie erschrak vor dem Ausdruck in seinem Gesicht. „Jetzt redet auch Ihr so, Jungfrau Sibylle? Was gilt das Schicksal des Einzelnen, wo es um das Leben und Sterben der Stadt geht? Von Euch hätte ich nicht geglaubt, daß Ihr so reden würdet, Mädchen!“

Sein Atem ging heiß. Er stand jetzt dicht vor ihr.

„Sehet, Sibylle. Als Ihr mir damals den Schmutz hattet verbergen in der stillen Nacht, — als Ihr mir den Trunk geboten, da ich völlig erschöpft an Eure Haustür kam, — immer sah ich Euch stark und froh und hilfsbereit. Und das ist es, was wir Männer brauchen in dieser bitterharten Zeit: Frauen, die stark und froh und hilfsbereit sind. Die nicht an Muth denken und eigene Sicherheit. Ach, Sibylle, — überhaupt nicht an irgend etwas Eigens mehr. Weder Eigenbegehren noch Eigengut. Nur denen helfen mit heißer Seele, die unserer Hilfe am meisten bedürfen. Sehet, wenn alle fliehen wollten aus der Stadt Worms in ihrer Stunde der Noth, was würde dann aus ihr? Dem Vaterlande Treue halten, das ist das Größte, Sibylle.“

Einen Augenblick hielt er inne, dann legte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Und wenn auch alle gingen, es müßten doch noch etliche sein, die Nacht stünden an der Heimat Grabe. Die letzte Nacht am Rhein, Sibylle.“

Sie hatte ihn noch nie so gesehen. Sein Gesicht war blaß, und seine Hände geballt. Aber in den Stahlaugen war ein Feuer, das ihn zu verzehren schien. Und sie wußte es in dieser Stunde: Wenn alle sich in Sicherheit brächten, — Johann Friedrich Seidenbender tat es nicht! Wenn alle fliehen würden vor den Schrecken einer Zerstörung, — er würde es nicht tun. Sein Leben stand und fiel mit Worms.

Er stand hoch über dem allen.

Und sie hätte niederknien mögen und ihre Hände breiten und bitten:

„Reiße mich mit empor auf diesen Höhenweg! Laß mich nicht tief unten im Thal der kleinsten Menschen! O, laß mich auch groß sein, wie Du! Laß auch mich leben und sterben, für Deine heilige Stadt Worms! Lehre, Du es mich, Johann Friedrich Seidenbender, — lehre Du es mich!“

(Fortsetzung folgt.)

Weistfälischer Schinken.

Skizze von Edward Stillebauer.

Überquamt von zwei Fabrikshöfen, deren Vorhandensein auch er die Möglichkeit seines Daseins verdankte, lag der „Krug“ einsam in der Deide. Dreiviertel Bahnstunden südlich von Berlin, wo sich die Venniger Straße von der nach Halle führenden trennt.

Buer und sein Kumpen Klammer, den er am Wedding aufgefunden hatte, wälzten sich im Grase. Die beiden Burschen befanden sich auf der Waise, und die Mägen knurrten. Mit der Arbeit in der Stadt war es wieder einmal nichts gewesen, und so hatten sie ihre letzte Hoffnung hier auf die Ziegelbrennerei gesetzt.

Umsonst! Ein waschechter Berliner, der die Schnauze auf dem rechten Fled trug, hatte der Vorarbeiter abgewunken. „Arbeite? Der könnte euch so passen! Aber wir bauen ab. Vastehste mir?“

Das hatte sich am frühen Morgen ausgetragen, und nun rüstete sich die Sonne zum Untergang.

Buer hielt sich die Hand vor die Augen. „Wie das blendet!“ leuchtete er.

„Sperr' das Maul auf, bekommst so wat Warmes in den Magen“, höhnte Klammer.

Und Buer: „Reeste, worauf ist jetzt Appetit hätte, Ete?“

„Neel!“

„Auf westfälischen Schinken. Ich bin doch aus Berne. Vielleicht hat's welchen dort im Krug?“

Buer griff in die Tasche seiner zerlumpten Hose. Was er da an das Licht der untergehenden Sonne beförderte, war trostlos: Drei Zehner und neun harte Kupferpfennige.

„Hast 'ne Zigarette, Buer?“

Die letzte, Klammer, wir wollen sie teilen!“

Die Stümpchen brannten. Klammer blies den Rauch durch die Nase. Plötzlich sagte er: „Man mühte den Schinken kauen, Buer!“

Tiefes Schweigen. Jeder der beiden Burschen war mit seinen Gedanken beschäftigt. Noch aber wagte keiner dem andern von seinem Vorhaben Mitteilung zu machen.

Als erster fand Klammer die Sprache wieder. „Es ist kalt, Karle!“

„Bitter kalt!“

„Du sollst in den Krug laufen!“

„Was soll ich im Krug?“

„Für zwanzig Reichsmark Schnaps kochen. Hier ist die Flasche!“ — Wortlos gehorchte Buer.

„Kannst ausdauern, ob sich dort was drehen läßt.“

„Sm!“ Buer machte sich auf den Weg.

„Ich krieche in die Bauhütte“, rief Klammer ihm noch nach.

„Wenn wat los is, pfeiffe!“

Es war Samstag. Die Ziegelarbeiter wohnten samt und sonders mit ihren Familien in dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Dorf.

Infolge dieser Verhältnisse war Frau Müller, die seit dem Tode ihres Mannes den „Krug“ allein führte, gerade dabei, zu schlafen. Sie erschaute daher nicht wenig, daß jetzt noch ein später Gast über die Schwelle ihrer Wirtschaft trat.

„Guten Abend, kann man hier Schnaps kriegen?“ fragte Buer.

„Bitte“, erwiderte Frau Müller, eine etwa sechsundzwanzigjährige, behäbige Frau.

Die host am Bettort“, dachte Buer.

Weil sie den Trichter schon eingeschlossen hatte, mühte Frau Müller die Schublade der Theke noch einmal öffnen.

Buer beobachtete scharf. Vielleicht, daß sie hier die Tageskasse verwahrt! Wer konnte das wissen?

Sein Blick ging in der Stube umher. Unstet. Er war noch Keuling. Von Winkel zu Winkel!

Plötzlich riß er die Augen weit auf. Was hing denn dort an der Decke? Beim Himmel, ein westfälischer Schinken!

Frau Müller lächelte gutmütig. „Haben Sie Appetit darauf? Es ist echter. Ich bin nämlich aus Berne!“

„Aus Berne sind Sie? Ich auch!“

Jedes weitere Wort blieb Buer in der Kehle stecken. Hier vor den Toren Berlins eine Landsmännin aus Berne, eine, die ihn in Sprache und Aussehen an die eigene Mutter erinnerte.

Und nun: „Ich habe auch Bauernbrot. Wenn ich Ihnen etwas davon anbieten darf? Waren Sie schon lange nicht mehr in Berne?“

„Seit Monaten nicht mehr!“

„Und ich seit sechs Jahren.“

Frau Müller verschwand in der Küche. Schon nach zwei Minuten war sie zurück. Einen hölzernen Teller in der Hand, auf dem lagen ein paar tüchtige Scheiben Schwarzbrot.

„Sie sind größer als ich. Holen Sie den Schinken herunter! Während Sie essen, erzählen Sie mir von Berne.“

Buer tat, wie ihm geheißen. Nicht ohne Mühe, denn

der Westfälische hatte es in sich. Das war ein Kerl, ein Zwanzigfunder!

Nun lag er auf dem Tische, und Frau Müller säbelte Scheiben, wie man sie nur in den Bauernhöfen schneidet. Bei diesem lange nicht mehr genossenen Anblick ließ dem armen Teufel alles Wasser im Munde zusammen. Und nun fiel ihm Klammer ein, mit dem er seine letzte Zigarette geteilt hatte.

Ein schriller Pfiff. Frau Müller war zu Tode erschrocken. Aber Buer beruhigte: „Sorgen Sie sich nicht! Ich rufe nur meinen Freund, mit dem ich meine Portion teilen möchte.“

Klammer, der auf der Lauer gelegen hatte, trat in die Stube. Buer nahm ihn zur Seite. „Gib dich satt“, raunte er ihm zu. „Und wenn du ihr ein Haar krümmst, biste eine Leiche, vastehste!“

Noch lange saßen sie gemütlich beisammen. Die beiden Westfalen umgab der Zauber ihrer Heimat.

Margerite in Gin.

Von Leo am Brühl.

Mit dem spitzgeschnittenen Nagel des Zeigefingers fährt der Gager über die Getränkekarte; er dreht sie um, sucht weiter — dreht sie noch einmal um. Die vorpringende Kafe schnuppert.

Der Kellner kommt über die Treppe und verbeugt sich stumm.

Der Dide mit dem roten, erhellten Gesicht lockert den Kragen, prüft und sagt: „Einen Krug Münchener!“

Der Schmale hebt eine Sekunde das Kinn, vertieft sich aber sofort wieder in die Karte der Karte. Er tippt Zeile um Zeile ab, zum vierten Male.

Die Suche dauert zwei Minuten, dann fällt die Entscheidung:

„Gin! Doppelt bitte!“

„Daß du in dieser Mittagsstunde überhaupt Bier trinken kannst, Paul!“ — Glaubst du, daß es dir bekommen wird?“ fragt der Schmale.

Der Wohlgenährte schiebt die Hände tief in die Hosentaschen, redt sich lang über den Stuhl und sagt: „O ja, Ottolar!“ Hinterher gähnt er langsam ausholend und genierisch.

Stöhnend macht der Behäbige eine Hand frei, angelt vornüber den Krug und starrt sich ausgiebig.

Ottolar schnuppert kritisch an seinem Gin und seufzt.

Nichts geschieht. Es ist nur heiß, sehr heiß.

„Idioten!“ sagt ganz plötzlich der Gager Ottolar, schiebt die Brille blüßschnell vor die Augen, klemmt die Bügel hinter das Ohr. — „Idioten! Zuerst also müssen Blumen her, Tischgenossen.“

Jedemwo schneidet man die armen Finger ab, schleppt sie her, stellt sie in klitzchige Gläser. Dann aber gibt man nicht einmal Wasser in die Vase! — Schau nur die Margerite hier! Natürlich ist sie längst verwelkt, verdorben, gestorben. — Und sicher hat sie so gerne gelebt wie ein Mensch. — Die Menschheit ist eben eine rohe Gesellschaft; wer kümmert sich darum, wenn eine Blume verdorrt?“

„Wia“, meint der andere und fächelt mit müßiger Bewegung nach Luft. „Verdursten muß schrecklich sein, selbst für eine Blume. — Lieber dann gleich von der Kuh gefressen!“

„Glaubst du, daß eine Blume keine Schmerzempfindung hat?“ ereifert sich Ottolar. „Sie fühlt genau wie du!“

Paul verzieht das Gesicht und sagt: „So?“

„Hast du von den Forschungen Doves gelesen?“

Der Dide verzieht das Gesicht.

Ottolar lächelt geringischig und überlegen. Dann schleubert er seine Weisheit in die Mittagsglut:

„Sir Jagadis Chunder Bose, ein indischer Gelehrter, Direktor des pflanzenphysiologischen Instituts in Kalkutta, hat Entdeckungen gemacht, die das Eigenleben der Pflanze in ganz neuem Licht zeigen; er beweist, daß die Lebensgesetze für Tier und Pflanze dieselben sind. Ein Baum besitzt, wenn auch auf anderer Entwicklungsstufe, Nerven wie der tierische Körper; Pflanzen haben ein Herz, das von dem der niederen Tiere gar nicht verschieden ist. — So zum Beispiel wirken Gifte auf die Pflanze genau wie auf Tier und Mensch; eine geringe Dosis kann beleben, eine größere töten. — Auch Alkohol löst bei der Pflanze dieselben Erscheinungen aus wie bei Mensch und Tier. — Führt man einer Blume ...“

„Halt!“ unterbricht der Behäbige den Redestrom. „Du kannst ja hier alles viel einfacher beweisen; du brauchst gar nicht dabei zu reden. — Gib doch dem armen, verdorren Ding da in der Vase einmal einen Schluck Bier. Vielleicht erholt sich Margerite!“

„Dummkopf!“ großt Ottolar entrüstet.

„Wie?“ sagt Paul, „wenn du von dem überzeugt bist, was du sagst und dazu ein so mitfühlendes Herz hast, dann gib dem halbtoten Blüchlein von deinem Gin ab. — Beweise! Beweise!“

„Gar nicht ausgeschlossen, daß sich die Blume erholt“, erwidert, nicht mehr so ganz sicher, der Erklärerische und gießt nun tatsächlich seinen Gin dro in die Vase. „Warten wir ab!“

Paul sagt dumpf: „Du bist verrückt!“
Dann ist lange Zeit nur Stille und Hitze. Und hin und wieder las kleine, schüchterne Blättchen.
Paul der Dicke scheint zu schlafen. Ottolar läßt die Margerite in ein nicht aus den Augen. Er starrt sie an, als könne er sie hypnotisieren.
Gerade beginnt Paul mit einem winzigen Schnarchton, da fährt Ottolar auf:
„Sie belebt sich! — Sieh, Paul! — Sie bewegt die Blätter!“
Paul rührt sich nicht.
„Aber nun schau dir das Wunder doch einmal an“, sagt Ottolar ganz erregt, „die kleinen Blütenblättchen bewegen sich tatsächlich! — Sieh doch nur!“
Paul öffnet die Augen um einen Spalt.
„Anstien!“ behauptet er. „Bei so viel Ein müßte dein Margeriten schon beschwipstweise im Glas herumzuschlappen. — Du wirst immer kurzschäftiger. Kauf die eine andere Brille. — Es bewegt sich nichts. Ich sehe jedenfalls keine Wirkung!“
„Vächerlich!“ gibt der andere verärgert zurück. „Ich sehe doch keine Gelpenster. Natürlich gehen die kleinen Zungen an der Blüte auf und ab.“
Der Ton reizt den Dicken und läßt ihn aufschrecken.
„Um meiner Ruhe Willen, laß mich sehen!“ — Er beugt sich vor, schüttelt den Kopf. „Du hast recht. — Und sie bewegt sich doch!“
„Fein!“ freut sich Ottolar.
Da, mit einem Griff hat Paul die Margerite in der Hand.
„Quatsch!“ brummt er und wirft sie achtlos auf den Tisch.
„Sie hat sich bewegt. Vom Wind ganz einfach. — Im übrigen ist sie aus Draht und Papier! — Aber jetzt gib Ruhe, mein Lieber!“
Ottolar schweigt.
Und wieder ist nichts als Hitze, Hitze, Hitze. . .

Beim Wunderdoktor.

Von Max Bernardi

Da ist im Ohtal ein braver Vieh- und Bauerndoktor. Kein Quacksalber, o nein! Er kennt nur seine Bappenheimer und weiß die eigenartigen Bauernschädel mit Psychoanalyse zu behandeln. Hoch oben in den Bergen, nicht weit vom neuen Picard-Hermer, liegt sein Gehöft. Ordinationszimmer ist die geräumige Bauernstube. Ein mächtiger Ofen, rund herum die Bank, ein Tisch, und an der Wand ein Kreuzifix. Das ist alles. Auf den ärztlichen Requisitenpomp großstädtischer Wunderdoktoren wird hier verzichtet.
Kragt sich dem Hof ein Patient, fährt ihn des Doktors Weib, eine lustige Bäurin, also gleich in die Stube.
„Was willst du?“
„Meinen Mann, den Doktor, will ich.“
„Er ist nicht daheim; er ist zu einer kranken Kuh.“
„So?“ Der Patient läßt sich verdrießlich auf der Pfenbank nieder. Pause.
„Wann kommt er denn zurück?“
„Weiß nicht. Es kann bald sein, aber es kann auch länger dauern.“
„Orakelt das Doktors Weib mit einem schreien Blick nach der offenstehenden Räucherstammerlute über dem Ofen. Und aus dem Loch des in die Speckammer führenden Rauchschachtes im Rücken des geduldig harrenden Kranken, redt sich plötzlich vorzüglich das lahle Haupt des Wunderdoktors. Schnell fährt sein schlaues Weib in der Stube das begonnene Gespräch mit dem Patienten fort:
„Wo fehlt's denn bei dir?“
„Im Magen bin ich krank.“
„Im Magen?“
„Ja, im Magen.“
„Hast was Unrechtes gegessen?“
„Ich weiß nicht.“
„So — was hast denn heut' gegessen?“
„Knödel.“
„Und gestern?“
„Auch Knödel.“
„Und vorgestern?“
„Auch.“
„Ja — ist du denn nichts anderes?“
„Nein, mit sechzehn Knödeln im Tag hab' ich genug.“
„Dm, dann weis ich nicht.“
„O, ich weiß schon. Möcht' nur wissen, ob es dein Mann, der Doktor, auch so hat. Ob er es versteht, was mir fehlt! Ein kaltes Bier hab ich getrunken, in die Hitz hinein, letzten Sonntag.“
„Ah, und dabei hast dir den Magen verborben!“
„Freilich. Ich hab' zwar gleich Schweinefett aufgelegt und auch ein Stück Hundsleber gegessen, aber es hilft nichts. Hab' auch kein recht'ss Bertramien nicht in die Altwelberrmittel.“
In der Räucherstammerlute verschwindet der Schädel des

Wunderdoktors. Die Bäurin schleicht, wie von einer inneren Unruhe erfasst, aus Fenster und späht in die sonnige Landschaft. Plötzlich zuckt sie glückstrahlend zusammen.

„Sieh, du hast aber Glück — er kommt!“
Und schon fliegt die Haustüre auf und der Wunderdoktor tritt pulsend vom weiten March mit staubbedeckten Stiefeln ein. Sticht dem verdrießlichen mißtrauischen Kranken die Augen ins Antlitz.

„Oh, ich sehe schon, weiß alles. Brauchst mir nichts zu erzählen. Im Magen bist du krank! Stimmt's? Zu deinen sechzehn Knödeln hast du am letzten Sonntag beim Regelschießen im „Roten Adler“ ein eiskaltes Bier geschüttelt! Stimmt's? Damit nicht genug, legst du noch altes Schweinefett mit Zwiebeln auf den Bauch und isst Hundsleber! Zum Teufel hinein, daß ihr euch immer erst ganz verderben müßt, bevor ihr den Weg zu mir findet! Na — ich will dir ein Pulverle machen; billig ist's ja nicht, aber ich will es dir billig berechnen, du dummer Kerl, du!“

Anekdoten.

Ludwig Anzengruber suchte einmal, als er noch Schauspieler war, in Wien ein möbliertes Zimmer für sich. Ein Kollege schickte ihn zu einer gewissen Frau Reval. Anzengruber ging hin und wollte das Zimmer mieten.

„Aber“, begann die Vermieterin, indem sie Anzengruber von oben bis unten musterte, „ich muß Sie gleich darauf aufmerksam machen, daß die Miete pünktlich bezahlt werden muß. Der letzte Herr blieb Sie mir zwei Monate schuldig, da habe ich ihn einfach auf die Straße gesetzt!“

„Aber natürlich“, erwiderte Anzengruber, „mit der Bedingung bin ich einverstanden.“

Der kürzlich verstorbene Filmregisseur Lupu Pidu wurde einmal auf einer Reise seetranke. Er legte sich auf Ded und streckte die Extremitäten von sich. Da läutete es zum Diner, einmal, zweimal. Lupu Pidu blieb liegen und ging nicht essen.

Als der Kellner sich ihm dann näherte und ihn zum Essen rief, meinte der berühmte Regisseur höhnend:
„Kann nicht, geben Sie meinen Teil den Fischen lieber so.“

Ein junger Berliner Schriftsteller borgte sich von einem Kollegen eine Schreibmaschine.

Nach Wochen treffen sich beide im Romanischen Café.
„Was ist mit deiner Maschine, die ich Dir lieh, Du wolltest sie doch nicht lange behalten?“

„Habe ich auch nicht“, erwiderte der Gefragte, „sie ist im Leihhaus!“

Der Theaterdirektor Paul Barnay wurde einmal von einem jungen, untalentierten Schauspieler bedrängt, der ein Engagement suchte.

„Es tut mir außerordentlich leid“, sagte Barnay, „ich kann Sie nicht engagieren, denn ich kann das Pfeifen im Theater nicht leiden.“

„Aber ich pfeife doch nie!“ rief der Schauspieler.
„Sie nicht“, entgegnete Barnay, „aber das Publikum pfeift, wenn Sie spielen.“

Die Schauspielerin Dita B. und die Diva Jeanette M. gehen in Hollywood spazieren. Ein eleganter Herr kommt ihnen entgegen. Er grüßt lächelnd, und die Schauspielerin Jeanette M. lächelt ihm zu.

„Wer ist dieser Mann?“ fragt Dita B.
„Es ist einer der nettesten Männer, mit denen ich verheiratet war.“

„Wie heißt er?“
„Moment.“ denkt die Diva eine Weile nach, „mein Gott, ich habe den Namen gar nicht mehr in Erinnerung.“

In einer Gesellschaft sagte ein junger Mann zu der französischen Schriftstellerin Colette:

„Ihre Bücher habe ich mit Begeisterung gelesen. Ich bewundere schon seit Jahren Ihre Kunst. Sie hätten als Mann auf die Welt kommen sollen.“

„Sie auch“, meinte die Künstlerin und wandte sich ab.

Ein junger Maler wurde von seinem Glaubiger gemahnt.
„Wollen Sie nicht endlich einmal daran denken, meine Forderung zu bezahlen?“

Der junge Maler gibt keine Antwort.

Der Reizner John Hegler, der Zeuge dieser Szene war, wandte sich an den jungen Künstler mit den Worten:

„Ich verstehe Dich wirklich nicht, warum willst Du nicht einmal daran denken, wenn dem Herrn damit geholfen ist?“ A. B.